

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Erwacht. Novelle von Augusta Bender

[urn:nbn:de:bsz:31-337501](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337501)

Während der Uebungen des nächsten Tages hielt diese Vorsicht an und alles ging gut. Als aber der Offiziersruf erscholl, vergaß sich der Rittmeister in der Aufregung und in dem Wunsche, so schnell als möglich vor das Antlitz des „Höchsten“ zu kommen, nicht weniger als dreimal — und ebenso oft fiel der Fuchs prompt in die tiefe Kniebeuge.

Der General ließ kein Auge von diesem Mirakel. Er war ein humorvoller Herr. Als der Eskadronchef, hochrot vor Zorn und Aufregung, schließlich die Anhöhe erreicht hatte, rief er ihm entgegen:

„Sagen Sie mal, Herr Rittmeister, halten Sie mich für die Kaiserin-Witwe von China, daß Sie dreimal Kotau machen, ehe Sie sich nähern? Kommen Sie doch mal ein bißchen heran. Noch mehr. So. Das ist ja ein drolliges Tierchen. Ist es von Natur so verbindlich oder — —“

Dem General blieb das Wort im Munde stecken, denn als er um den Gaul herumritt, um ihn mit spöttischem Interesse zu betrachten, ereignete sich ein neues Mirakel: Der Fuchs schien es für unhöflich zu halten, dem hohen Herrn seine Rückseite zu zeigen. Er drehte sich auf der feststehenden Vorderhand so, daß er seiner Erzellenz stets den Kopf zuehrte und die Beine schließlich in den Windungen eines Pfropfenziehers umeinandergedreht waren.

Der General lachte — lachte, daß ihm die hellen Tränen über die Wangen liefen und er sich seines Taschentuchs bedienen mußte. Als er dasselbe wieder einsteckte und mit einem neuen Witz über den Fall sich äußern wollte, vollzog sich ein neues Wunder: Auch der Fuchs schien des Taschentuches zu benötigen. Ohne auf die wilden Anstrengungen seines Herrn zu achten, pürschte er sich hinter den General, zog ihm das Taschentuch aus der Tasche und schlug es triumphierend um die Schnauze. Zu allem Unglück setzte ihm der Rittmeister in der Verzweiflung auch noch die Sporen ein, worauf er sich prompt niederließ und dem General das Fundobjekt in der Kniebeuge präsentierte . . .

Erzellenz fühlte sich nach diesem anregenden Schauspiel zu ernsteren Erörterungen außerstande und entließ die Herren in der besten Stimmung. Weniger gut war natürlich die Stimmung des Rittmeisters, als er seinem Oberleutnant begegnete.

„Schellenberg! Himmelhund! Ich fresse Dich roh! Wo hast Du das Beest her!“

„Aus dem Zirkus Schumann“, erwiderte der Dicke, und sein feistes Antlitz strahlte in Zufriedenheit und — — schmunzelnder Lüge.

Erwacht.

Novelle von Augusta Bender.

Weiße Abendnebel senkten sich auf das langgestreckte Wiesental hinter den Obstgärten herab — bald in dichtere Wolken geballt, bald in flockigen Streifen an der Bergeshalbe verschwebend. Einem feuchten, regnerischen Vormittag war ein heißer Nachmittag gefolgt, wie ihn der Landmann zum Einbringen des Getreides braucht. Große, breitgeladene Wagen schaukelten die Dorfstraße herunter, und hinter ihnen folgten Schnitter und Schnitterinnen unter Besang und scherzenden Wechselreden. Dazwischen bewegten sich kräftige Mädchengestalten mit leeren oder gefüllten Wasserkrügen, und halbwüchtige Knaben, welche mit lautem Geschrei ihr Vieh zur Tränke trieben.

Der ungewohnte Lärm in dem sonst so stillen Dorfe wurde noch durch ein fremdes Fuhrwerk vermehrt, das, ohne den Radfuß einzulegen, um die Ecke einer steilen Nebengasse gesauft kam und mitten in eine Viehherde hineingeriet. Dies nahm ein mächtiger Stier besonders übel: mit allen Bieren ausschlagend entriß er sich seinem Treiber und raste wild das Dorf hinauf — alles über den Hausen rennend, was ihm im Wege war.

Warnende Zurufe ergingen, man flüchtete in die nächstgelegenen Häuser oder auf nahe Gartenmauern, und in wenigen Augenblicken war die Gasse von Menschen gesäubert — mit Ausnahme einer großen, ältlichen Frauengestalt, die Salat waschend am Rathausbrunnen stand und allen Zurufen ein blödes, kindliches Lächeln entgegensetzte. Sie beeilte sich nur, statt sich selbst, ihren Salat in Sicherheit zu bringen, indem sie ihn in ihren Wasserkübel schüttete und sich diesen auf den Kopf hob. Denn in ihrem dumpfen Sinn mochte sie nur ja keine unzufriedenen Gesichter sehen, wenn sie auch selten den Grund begriff, wenn sie wegen irgend etwas gescholten wurde.



„Aber so spring doch! Spring, Kathrine!“ rief es noch einmal in schwäbischer Ausdrucksweise vom oberen Stock des gegenüber gelegenen Hauses herüber.

Doch da stürmt auch schon das wütende Tier heran — gerades Weges auf den Brunnen zu. Katharine hält nur um so krampfhafter den Kübel fest, macht einige Schritte vorwärts und — sieht sich den drohenden Augen des Ungetüms gegenüber. Und noch ehe der Stier sie mit seinen Hörnern erfaßt und zu Boden geschleudert hat, stößt sie einen solch mark-

erschütternden Schrei aus, daß alle, die ihn hören, ein Schauer überläuft, als ahnten sie daß nicht die liebliche Not, sondern nur furchtbarer seelischer Schrecken sich derart offenbaren kann.

Dann lag die Vermie zertreten und blutüberströmt neben ihrem zersplitterten Wasserkübel am Boden, mehr einer Toten als einer Lebenden gleich.

Der Stier aber rannte endlich in eine offenstehende Scheuer und wurde dort überwältigt. Nun lag er leuchtend und schnaubend mit an die Vorderfüße gefesseltem Kopfe auf der Tenne, des Urteils gewärtig, das die sachverständigsten Männer und Burjchen der Nachbarschaft zu fällen im Begriffe standen. Denn noch wußte man nicht, wie schwer das Tier bei seinem blinden Rasen sich selbst verletzt hatte, und ob seine Wunden geheilt werden konnten.

Das unschuldige Opfer seiner Wut war mittlerweile aufgehoben und nach seiner unfern gelegenen Wohnung, dem Schulzenhof, geschafft worden, wo der rasch herbeigeholte Wundarzt den ersten Verband anlegte.

Unterdessen ritt der Knecht des Schulzen der Amtsstadt zu, um den Bystifus zu holen. Es war Mitternacht, als der rüstige alte Herr im Dorfe eintraf. Als er es dann am frühen Morgen wieder verließ, war seine Miene ernst und sorgenvoll. Es handelte sich um einen Fall auf Tod und Leben.

„Du Lieber! Es wäre ja so gut für die arme Kathrine!“ sagten die älteren Leute. „Denn was hat sie auch auf der Welt gehabt seit jener schrecklichen Stunde, über der sie lautlos am Herde niedergestürzt war und beim Erwachen den Verstand verloren hatte!“

Die Jüngeren wußten freilich nichts mehr von der alten Geschichte. Sie hatten des Schulzen Kathrine nie anders, denn als geisteschwach gekannt, als eine harmlose, stille Gestalt mit einem runden Gesichte und braunem Kraushaare, die fleißig in Haus und Hof herumhantierte.

Und jetzt lag sie still und bleich in der Nebenstube, und an ihrem Bette saß ihre einzige Schwester, die Schulzin, das Herz voll bitterer Selbstvorwürfe, daß sie die Unmündige hatte allein zum Brunnen gehen lassen. Als ob dies nicht tagtäglich der Fall gewesen wäre, ohne daß freilich ein wütender Stier durch's Dorf gerannt war!

Außer dem bereits vom Wundarzt festgestellten Beinbruch und einer ausgereizten Hüfte hatte der Arzt auch schwere innere Quetschungen gefunden, so wie eine starke, vielleicht tödliche Gehirnerschütterung. Das kranke Glied hatte eingerenkt und in Gips gelegt werden können, ohne daß die Verletzte ein Zeichen von Empfindung gab. Rest aber, als die frische Morgenluft durch das halbgeöffnete Fenster hereinströmte, wurden Kathrines röchelnde Atemzüge langsam leichter und regelmäßiger. Und einmal fuhr sie mit der rechten Hand über die linke Stirnfläche, wie um etwas Drückendes hinwegzuwischen, wobei sie einige unverständliche Worte murmelte.

Als die Schulzin sich dann besorgt über die Kranke beugte, schlug diese plötzlich die Augen auf — und von ihrem verständnisvollen Blick getroffen, stieß Frau Rosine einen Schrei der Ueberraschung aus.

Katharine seufzte, als ob sie sich nur schwer ihrer selbst und ihrer Umgebung bewußt zu werden vermöge. Wieder blickte sie die Schwester an, und dann flüsterte sie leis und innig ein süßes Wort, das erste, welches lallende Kinderlippen zu bilden pflegen:

„Mutter . . .“

Nun war es Rosinen freilich von Jugend auf

bekannt, daß sie ihrer verstorbenen Mutter glich, und seit ihre Züge schärfer und ihre Haare grau geworden waren, hatte sich die Ähnlichkeit verstärkt. Doch die da lag, hatte längst nichts mehr davon gewußt — daß sie jetzt die Schwester für die Mutter ansah, konnte also kein Wahngelbde, sondern nur ein Strahl des neu auflodernden Geisteslichtes sein!

Der Arzt, welcher am späten Nachmittage wiederkam, schüttelte ungläubig den Kopf, als die Schulzin ihm ihre Wahrnehmung und die daran geknüpften freudigen Vermutungen aussprach. So etwas wäre ihm in seiner langen Praxis noch nicht vorgekommen, sagte er. Auch theoretisch könne er es nicht für möglich halten; denn stiller Verstand pflege alle Hoffnung auf eine Heilung auszuschließen. Zwar habe die Unglückliche, soviel ihm bekannt sei, keinerlei fixe Wahnvorstellungen gehabt; ihr Zustand habe mehr einer plötzlichen Lähmung, als einer krankhaften Veränderung von Gehirnteilen ähnlich gesehen. Aber daß dieser Zustand schon an die dreißig Jahre dauerte, ohne daß der sonst gesunde Organismus das Uebel zu überwinden gesucht habe, scheine wenig Aussicht auf eine so späte Wendung zum Bessern übrig zu lassen. Ein Wunder aber sei es gerade auch nicht, fuhr er fort, daß das gestörte Gehirn einen Namen aus der Jugendzeit festgehalten und in der Fieberhitze zum Vorschein gebracht habe. An ein wiederkehrendes Bewußtsein würde er erst nach entsprechenden persönlichen Wahrnehmungen glauben können.

Die Schulzin war eine zu einfache Frau, um einem so gelehrten Manne widersprechen zu wollen, hielt jedoch innerlich um so zäher an ihrer Hoffnung fest.

* * *

Allein es vergingen noch lange, lange Wochen, ehe die Kranke etwas anderes als dumpfes Stöhnen und ungebildete Schmerzenslaute äußern konnte. Rosine war all diese Zeit über kaum von ihrem Bette gewichen und sah jetzt fast bleicher und hilfloser als ihre Pflegebefohlene aus. Mann, Söhne, Töchter und Gesinde, die ab und zu in das Krankenzimmer hereingesehen hatten, schienen für sie nicht mehr auf der Welt zu sein. Selbst für ihren Liebling, das blonde Käthchen, das sie ab und zu in der Nebenstube ablöste, hatte sie nur wenige Worte mehr übrig, so hart auch das Kind von dem Siechtum seiner Base betroffen wurde.

Käthchen war nämlich Braut. Die Hochzeit hatte gleich nach der Ernte stattfinden sollen, doch davon konnte nun freilich keine Rede mehr sein. Das Getreide sowohl als das Strohgras war längst unter Dach und Fach gebracht, ohne daß ein weiterer Zeitpunkt für den Hochzeitstag besprochen worden wäre.

Die Schulzin hatte allen offenen und versteckten Winken dieser Art bisher ein beharrliches Schweigen entgegengesetzt. Auch jetzt, als Käthchen nach den eingeholten Weisungen in betreff des Mittagmahles noch unter der Türe zögerte, weil sie offenbar noch etwas auf dem Herzen hatte, schien die Mutter sich der Anwesenheit der Tochter nicht mehr bewußt zu sein.

Käthchen hustete ein wenig, steckte sich dann eine ihrer schweren Flechten am Hinterkopfe zurecht, und als die Schulzin sich immer noch nicht umsehen wollte, sagte sie geradezu:

„Der Lenhard ist draußen und läßt fragen, ob er die Mutter nicht einmal unter vier Augen sprechen könne.“

„Ja, ja, ich weiß schon, was er will!“ versetzte Frau Rosine, ohne aufzublicken. „Hochzeit will er

haften, doch bleib' ich bei dem, was ich gesagt habe. Es wird nichts daraus, solange Kathrine nicht aus dem Bette ist!"

"Aber die Hochzeit könnte ja in seinem eigenen Hause sein, meint der Lenhard."

"So, in einem Hause ohne Hausmutter? Das würde eine schöne Geschichte werden! Und du solltest ihm auch gar nicht so das Wort reden, denn du weißt ja, daß ich dich nicht entbehren kann, solange ich nicht wieder selber nach dem Rechten sehen kann."

Käthchen ging betrübt hinaus und trocknete sich vor der Türe eine verstoßene Träne von der Wange. Sie mußte ja, wie ungeduldig ihr Bräutigam in der Küche einem günstigen Bescheid entgegenharrte — abermals vergeblich!

Der arme Lenhard konnte gar nicht begreifen, daß man einer alten Blödsinnigen wegen so viele Umstände machte. Aber freilich, wie sie jetzt auf den frisch bezogenen weißen Kissen lag — das schmal gewordene Gesicht von einem rosigem Schimmer angehaucht, die Stirn von einem Kranze braunen Lockenhaares umkränzt, die mageren Hände über der Brust gefaltet; selbst der ungeduldige Bräutigam hätte ein menschliches Mitleiden fühlen müssen!

Im Anschauen der Schwester versunken, gedachte Rosine neidlos der fernen Jugendzeit, in welcher die „Jüngere“ ihr immer vorgezogen wurde, da sie jedermann mit ihrem Liebreiz bezauberte — einschließlichs manches alten, härtigen Ruffensoldaten, der bei ihrem Anblick sein brennendes Heimweh vergaß. Und dann ging alles in Nacht und Schrecken unter. Die Eltern sanken im Gram um die Unheilbare vorzeitig in's Grab, ihr eigener Lebensweg blieb vereinsamt, selbst neben Gatten und heranblühenden Kindern . . . Oh, daß sie Katharine nur einmal so recht im Zusammenhang erzählen könnte, was sie alles entbehrt hatte, und dabei statt des alten, blöden Lächelns einen verständnisvollen Blick und ein teilnehmendes Herz finden würde!

Wie eine Verheißung von Glück und Frieden erklingen jetzt die zum Gottesdienste rufenden Kirchenglocken. Da richtete sich Katharine langsam im Bette auf und sah sich, wie aus einem langen, tiefen Schlaf erwachend, mit befremdeten Augen in der Kammer um.

Es war noch die wohlbekannte Stube, in welcher sie seit früher Jugendzeit geschlafen hatte, das Bettzeug jedoch und die an den weißgetünchten Wänden aufgehängten Bilder, sowie die Anordnung der Möbel war anders geworden. Auch der alte Birnbaum vor dem Fenster war der gleiche nicht mehr — die Krone gebrochen, die spärlich belaubten Äste mit nur wenigen verkrüppelten Birnen bedeckt.

Im Gezweige und unter der Dachrinne zwischerten noch die Hauschwaben, und die Mücken summten wie ehemals zu den offenstehenden Schießensjerkchen herein, weit ungehinderter als dazumal, wo der Birnbaum noch seine schützenden Arme darüber breitete. Auch die Morgensonne konnte jetzt mit größerer Hülle in's Zimmer fallen und erhellte, was in früheren Zeiten im Dunkeln blieb: die an der Decke aufgehängten Webergeschirre in der einen Ecke, den schweren Kleiderschrank in der anderen — und auf demselben all die namenlosen Sachen aus Urväterzeiten.

Die Kranke schien dies alles mit ganz verständigen Augen zu mustern. Darauf strich sie sich einige Male wie verwundert durch die gelösten Haare. Auch ihre langen Hände und mageren Arme schienen sie in Erstaunen zu setzen. Gleich darauf aber fiel ihr Blick auf die zu Häupten des Bettes sitzende Schulzin, und

jetzt erst belebten sich ihre großen braunen Augen und ihre noch immer schönen Gesichtszüge. Ein bebender Laut entrang sich ihren Lippen — es hatte abermals wie „Mutter“ geklungen!

Als Rosine sich aber in die Helle beugte, stuzte die Kranke und fragte leise: „Wer bist du?"

„Deine Schwester!“ rief die Schulzin, ihre hervorbrechenden Tränen bekämpfend.

„Schwester? Aber deine Haare sind grau und dein Gesicht ist ja runzelig! Wie könntest du denn auf einmal so alt geworden sein?"

„Auf einmal? O du Liebe! Ich bin ja schon fünfundsünfzig Jahre alt!"

Mit einem Ruck richtete sich Kathrine ein wenig auf und blickte nach dem kleinen, zwischen den Fenstern hängenden Spiegel. Nachdem sie sich eine Weile wie eine Fremde betrachtet hatte, schüttelte sie ungläubig den Kopf und murmelte etwas vor sich hin.

Die Schulzin war ausgesprungen. „Ach Kathrine!“ rief sie fröhlich, „dein Haar ist noch glänzend braun wie ehemals!"

Die Schwester schwieg einige Augenblicke. Dann rollten ihr ein paar große Tränen die Wangen hinab und angstvollen Blickes verzette sie:

„Wir sind alt und die Eltern sind tot! Oder sollte mir dies alles nur geträumt haben?"

Rosine sagte nichts und weinte nur leise in ihre Schürze, worauf die Kranke mit einem Seufzer in die Kissen zurückfiel und die Augenlider wie zum Schlummer senkte.

Rosine schlich sich leise hinaus, um dem in der Küche beschäftigten Käthchen einen Wink zu geben, daß es sich in der Nähe aufhalten solle, falls die Kranke nochmals zu sich käme. Ihr Bewußtsein war aber bereits wieder im Helldunkel einer fiebernden Erschöpfung untergegangen.

* * *

Als Kathrine nach geraumer Zeit wieder die Augen öffnete, leuchteten sie in einem wunderbaren Glanze, und ein kindliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie war nicht mehr in der Gegenwart, sondern in fernem Vergangensein.

Und was sie dann erzählte, war zusammenhängend genug, nur sprach sie von sich selber als einer anderen, die sie einst gekannt haben wollte. Der Sprung von der Jugend in's Alter war zu groß, als daß er in wenigen Augenblicken gemacht werden konnte, zumal der geschwächte Körper das blutleere Gehirn noch nicht kräftig genug zu unterstützen vermochte.

Am folgenden Tage durfte die Genesende zum erstenmal das Bett verlassen. Man hatte den ledergepolsterten Großvaterstuhl aus der Wohnstube geholt und an's Fenster gestellt. Mit Kissen, Schemel und anderem Gerät war eine leidliche Unterlage für das nicht allzugeschickt eingerentete Bein geschaffen worden, und die Verletzungen an der Hüfte hatten zu schmerzen aufgehört.

So schien Kathrine sich jetzt verhältnismäßig behaglich zu fühlen. Mit unverfälschter Geistesklarheit blickte sie auf den großen Obstgarten hinter dem Hause hinaus, als ob sie von einer langen Reise zurückgekommen sei und mit allem, was ihr einst lieb und vertraut gewesen war, erst wieder Bekanntschaft machen müßte.

Zwar strahlte die Sonne noch mit ungemindertem Glanze über den Baumwipfeln, allein einst waren durch das dicke Blätterdach viel mehr stimmende, zitternde Lichter gefallen und über die grüne Rasen-

bede hingehuscht, als jetzt. Der Rasen war durch die greller auffallenden Sonnenstrahlen stellenweise verdorrt. Auch von den Obstbäumen fehlte der eine oder andere, der Kathrinen einst besonders lieb gewesen war. Und es schien ihr wehe zu tun. Sie hatte zwar all diese Veränderungen in nächster Nähe miterlebt, die eine oder andere Maßregel des langen und breiten besprechen hören, doch alles war spurlos an ihrem Geiste vorbeigegangen, wie an dem einer Nachtwandlerin.

Aber jetzt schien sie sich innerlich auch die Frage vorzulegen, warum dies so geworden wäre. Und plötzlich wandte sie sich an die leise in der Stube herumhantierende Schwester und fragte nach dem oder jenem Bekannten aus der Kinderzeit.

Die Schulzin bemühte sich in augenfälligster Unruhe, diese Fragen einstweilen noch abzuleiten, wie ihr der Arzt geraten hatte. Doch damit unzufrieden, sagte Kathrine ihre Worte um so bestimmter, und Rosine konnte sich vor diesem Wahrheitsdrange nicht mehr anders als durch wahrheitsgetreue Antworten retten.

„Wo ist denn die Viesel hingekommen?“

„Sie ist nach Amerika ausgewandert.“

„Und die Babette?“

„Die ist . . . gestorben.“

„Und die Christiane?“

„Ah . . . der ist's gut gegangen.“

„Ist sie verheiratet?“

„Sie war es.“

„Und mit wem?“

Die Schulzin verfärbte sich, und um sich auf eine schickliche Antwort besinnen zu können, mußte sie sich einen Augenblick setzen, so zitterten ihr die Knie, denn der Gesandenen die volle Wahrheit zu sagen und damit noch einmal an jenen dunklen Punkt zu rühren, über welchen ihr einst so gesunder Verstand aus den Fugen gegangen war — es würde ein entsetzliches Wagnis sein!

„Kathrine,“ sagte sie dann, sich ein fröhliches Aussehen gebend, „weißt du noch, wie die Christiane in der Schule einmal „Schmalzhafen“ anstatt Schamröte gelesen hat, und wie der Schulmeister ihr darauf eine Ohrfeige gegeben und dazu gesagt hat: „So, jetzt hat der Schmalzhafen auch einen Deckel!“

„Freilich weiß ich's noch! Sie ist das dümmste Mädchen in unserer Klasse gewesen. Aber wen hat sie denn geheiratet?“

„Und der Christoph Bachert, den sie den „langen Samstag“ genannt haben, weil er im Sitzen so groß gewesen ist, wie die anderen stehend?“

„Er gewiß! Ich hab' oft mit ihm getanzt und mich gewaltig dabei strecken müssen, so groß ich war, bis . . .“

Es erfolgte eine verhängnisvolle Pause, denn abermals war der dunkle Punkt in Sicht gekommen, den die Schulzin so geflüchtig zu umgehen gesucht hatte. Auch in Katharine schien die Ahnung von etwas Verhängnisvollem aufzudämmern. Sie bewegte sich unruhig auf ihrem Stuhle und strich sich ein paarmal mit der flachen Hand über die Stirne, als ob sie etwas hinwegwischen wollte, das noch wie ein Schleier auf ihrem wiederkehrenden Gedächtnis lag

Auf einmal aber richtete sie sich stramm in die Höhe, und ihre Pupillen erweiterten sich geisterhaft;

„Lenhard . . . Rußland . . . Verejina brüde!“ schrie sie in herzerreißenden Tönen und sank dann wimmernd und stöhnend in den Sessel zurück.

Die Schulzin war laut weinend hinausgelaufen, um ihren Mann oder wenigstens eines ihrer Kinder herbeizurufen. Sie fand indes niemand, und so mußte sie die Frage bei sich allein entscheiden, was für das wiedergekehrte Bewußtsein am wenigsten schmerzlich sein würde: der Glaube nämlich, daß der Geliebte und Verlobte in den eisigen Fluten der Verejina ertrunken sei, oder die Tatsache, daß er gerettet worden war und bei seiner Rückkehr eine andere geheiratet hatte.

Noch ehe sie aber zu einem klaren Ergebnis ihres Nachdenkens gelangen konnte, war das Verhängnis ihr zuvorgekommen. Denn vor der Krankensube stehend hörte sie drinnen plötzlich: „Der Lenhard! Der Lenhard!“ rufen. Und hineinstürzend fand sie die Schwester sich weit über den Fenstersims hinauslehrend und in den Grasgarten hinunter starrend, in welchem das blonde Mädchen mit seinem Bräutigam ein Wafseil zwischen den Baumstämmen hinstlang.

Jetzt wußte die Schulzin, daß es aus diesen Irrgängen von Wahn und Wirklichkeit nur einen einzigen erkfindenden Ausweg gab.

„Ja, der Lenhard!“ sprach sie hinter Katharine tretend und sie mit sanfter Gewalt vom Fenster zurückziehend.

„Nicht aber jener Lenhard, der in den Russenkrieg gezogen und fälschlich für tot erklärt worden ist, sondern sein ältester Sohn. Er ist schon zum zweitenmal mit unserem Mädchen ausgerufen worden und wartet nur noch auf deine Herabkunft, um sie als junge Frau in seines Vaters Haus

zu führen . . . Jetzt aber ist alles klar und in Ordnung, nicht wahr, und ich darf die jungen Leute nun heraufrufen, damit du sie beglückwünschen kannst?“

Katharine gab keine Antwort. Sie lag mit geschlossenen Augenlidern da. Allein das krampfartige Heben und Senken ihrer schwer atmenden Brust zeugte von dem gewaltigen Kampfe, welchen die Geister des Lichtes mit denen der Finsternis kämpften.

In Furcht harrete Rosine in der Seele der Gesandenen die Oberhand gewinnen und sie in den Abgrund ziehen.

Allein der wunderbar aus Leid und Freud' gemischte Ausdruck auf dem blassen Gesichte der Duldlerin bekundete das Gegenteil. Die Starrheit begann sich zu lösen, und an ihre Stelle trat eine lebhaft Unruhe, die volle Wahrheit zu wissen und das Notwendige mit Kraft und Ergebung zu tragen.

„Der Lenhard ist also zurückgekommen?“ sagte sie leise, als ob sie sich ihres Nichtwissens zu schämen hätte. „Und wen hat er denn geheiratet?“

„Nun, gerade die Christiane, deine Schulkameradin.“ — „Kann ich sie sehen?“ — „Nein.“

„Ist sie mir böse?“ — „Ach, sie ist ja schon an die zehn Jahre tot und auch vorher immer kränzlich gewesen. Der Lenhard hat wirklich Unglück gehabt.“

Jetzt liefen Katharine die großen Tränen über's



Sie strich ein paarmal mit der flachen Hand über die Stirne, als ob sie etwas hinwegwischen wollte.

Gesicht. „Er . . . und ich . . . und ihr alle, denen ich zur Last gefallen bin . . .“ Ihre Stimme schwankte. „D, sprich nicht so!“ rief die Schwester und streichelte ihre Hände. „Laß uns vielmehr dem Himmel für deine Heilung danken. Wie sich nur der Lenhard freuen wird und mein Mann und alle, die wir uns um dich geängstigt haben!“

„Und die Mutter, die Mutter! Wie schwer wird sie daran getragen haben!“ schluchzte Katharine mit tonloser Stimme.

„Sie hat ein sanftes Einschlafen gehabt,“ tröstete Rosine. „Und auch der Vater . . . der gute Vater, der es dem Lenhard nie verzeihen konnte, daß er die Christiane genommen hat. Als ob er sich nicht jahrelang dagegen gestraubt und immer noch auf dich gehofft hätte! Endlich aber hat er dem Wunsche seiner Eltern doch nachgeben müssen.“

Ein seliges Lächeln verklärte Katharines nur wenig gealterte Züge. Die Schulzin vermochte die Augen nicht von ihr abzuwenden und fragte sich verwundert, ob es denn gar so lange her wäre, seit die Schwester wie heute mit geistigem Verständnis gelächelt hatte.

„Hilf mir in's Bett, Rosine,“ bat Katharine jetzt mit weicher, zu Herzen gehender Stimme. „Und hab' noch eine kleine Weile Geduld mit mir. Bald werde ich wieder auf sein und dir vergüten können, was du während meiner Krankheit für mich getan hast.“

Als Katharine von einem tiefen Schlaf gestört am späten Nachmittage die Augen öffnete, war das Haus ganz von Verwandten und Freunden angefüllt. Die frohe Kunde von der nicht allein körperlichen, sondern auch seelischen Heilung Katharines hatte sich wie ein Lauffeuer im Dorfe verbreitet. Das Brautpaar durfte zuerst hineinkommen: Käthchen rosig erglühend wie eine taufrische junge Rose, Lenhard in größter Verlegenheit über die Länge seiner Gliedmaßen, die sich in der zwar geräumigen, aber niedrigen Stube weniger gut ausnahm als unter hohen Bäumen.

Katharine betrachtete ihn lange aufmerksam. Sie bemerkte jetzt, daß er größer und weniger stämmig als sein Vater war. Die auffallende Ähnlichkeit lag nur im Schnitt seines Gesichtes und der dunklen Farbe seines Haares — auch von einem Bartwuchs war bei dem jungen Lenhard noch keine Spur zu entdecken, obgleich er bereits fünfundzwanzig Jahre zählte.

Nachdem das Käthchen sich nach der Base Befinden erkundigt und der Lenhard einige entsprechende Worte gemurmelt hatte, wurden die übrigen Besucher in's Zimmer gelassen, und ganz zuletzt auch Lenhard der Vater. Da aber zogen sich, ungeachtet der Neugierde, wie sich die Begrüßung der einstigen Verlobten gestalten würde, alt und jung wie auf ein gegebenes Zeichen zurück. Und so ist von dem, was die Schwergedrückten redeten, nichts bekannt geworden.

In der Wohnstube des Schulzenhauses aber, wo bis in die Nacht hinein das Gehen und Kommen nicht aufhörte, besprach man sich über das, was nun geschehen würde, in stillen und lauten Vermutungen. Darin waren alle einig, daß die Genesene in Anbetracht ihres Alters noch ein merkwürdig junges Aussehen hatte — bei weitem mehr als der Lenhard, der ja schon seit vielen Jahren an Rheumatismus litt.

Dessenungeachtet ließ man es Katharine gegenüber nicht an anzüglichen Scherzen und Neckereien fehlen, besonders bei dem bald darauf erfolgenden Hochzeitseste des jungen Paares, das im Hinblick

auf die wunderbare Genesung der Base mit besonderer Pracht gefeiert wurde. Katharine aber schüttelte zu den Reden immer nur lächelnd den Kopf. Das Heiraten sei für die Zungen, sagte sie, und es würde töricht sein, im Herbst noch nach Maiblumen zu suchen. Es sei ja nun auch alles eins, ob sie selber oder ihrer Schwester Tochter dem alten Lenhard die Haushaltung führe — freilich nicht für den jungen Lenhard, der sicherlich lieber eine neue Base, als eine alte Stiefmutter haben möchte.

Lenhard, der Vater, so nahe er saß, sagte gar nichts dazu. Seinem stillen Gesichte nach zu urteilen, dachte er aber umso mehr. Und als dann die jungen Leute zu tanzen und die alten zu rauchen und zu zechen begannen, gingen die einstigen Verlobten Seite an Seite hinaus, der sinkenden Abendsonne entgegen.

Und der Lenhard erzählte — wer weiß, zum wievielten Male — wie er bei den Russen gefangen gelegen, und dann mit Hilfe und in Gesellschaft eines französischen Grenadiers seine Flucht bewerkstelligt habe. Wie er darauf in einem galizischen Dorfe am Typhus erkrankt sei und monatelang zwischen Leben und Tod geschwebt habe. Geschwächt, wie er war, habe er dann noch mehrere Monate nötig gehabt, um den weiten Weg zum Rhein über unwirtliche Länderstrecken und die undurchdringlichen böhmischen und bayerischen Wälder zu machen. Und zu Hause angekommen dann noch erfahren zu müssen . . . Nein, es sei nicht zu beschreiben, wie ihm da zu Mute gewesen war. Nie würde er eine andere genommen haben, wenn seine Mutter nicht so dringend der Hilfe in Haus und Feld bedurft hätte.

„Und was wär's auch, wenn wir uns bekommen hätten?“ erwiderte Katharine. „Wer weiß, ob wir dann noch so froh miteinander sein würden? Es ist eben bei uns anders, als bei anderen Leuten. Wir müssen es eben so ansehen, als ob der Ehestand hinter uns läge, und dies jetzt wieder unsere Brautzeit wäre . . . aber eine ewige Brautzeit, die von keinem Kreuz und Leiden mehr getrübt werden kann. Meinst nicht auch, Lenhard?“

Darauf wollte der Lenhard etwas entgegnen, er verschluckte es aber und sagte statt dessen: „Wenn der Ehestand weiter nichts als Kreuz und Leiden wäre, könnt's schon so sein. Aber betrachte dich nur einmal im Spiegel, wenn du heimkommst, und dann wirst wissen, wie es mir all' die Jahre her um's Herz war.“

„Oh du, du! Meinst denn, wenn ich deine Frau geworden wäre, daß ich dann noch braune Haare und glatte Backen hätte? Ich würde dann ja einundfünfzig Jahre gelebt haben, so aber sozusagen nur einige zwanzig.“ Und sie lächelte unter Tränen.

So wie an jenem Hochzeitstage sind die beiden noch oft durch Wald und Flur gegangen, ohne daß sich ein unzarter Scherz oder eine üble Nachrede an ihre Herzen geheftet hätte.

Es war in der Tat eine ewige Brautchaft, die durch kein Kreuz mehr getrübt wurde und bis zum Tode des Lenhard und darüber hinaus dauerte. Denn die immer noch rüstige Katharine hat ihren einstigen Verlobten an die zehn Jahre überlebt — geliebt und geachtet von allen, die ihr nahe standen. Besonders anhänglich waren ihr die Kinder ihrer Schwester-tochter, die sie wie eine wirkliche Großmutter — bezog. Sie überschüttete sie mit einer durch ein ganzes Menschenalter gesparten Liebesfülle, zumal den kleinen Lenhard, der — wie das ganze Dorf behauptete — das leibhaftige Ebenbild seines Großvaters war.